

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 19 (1929)

**Heft:** 14

**Artikel:** Die Kinderstube

**Autor:** Kervin, Francis

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637425>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

auch die Berichte über die Pfahlbauten von Meilen und Robenhäusern zu den Gelehrten gedrungen, man erkannte die Bedeutung der Pfahlreste und baute, auf die Funde gestützt, ein Stück vorgefachichtlicher Zeit wieder auf.

Es ist ganz selbstverständlich, daß sich dabei nicht selten die Meinungen teilt. Ein Beispiel: man stritt sich (bis in die letzte Zeit) darüber, ob die Pfahlbauten Land- oder Wasserdiedelungen gewesen seien. Pro und contra waren Gründe genug aufzutreiben. Dabei vergaß man, die Völkerkunde zurate zu ziehen. Das macht man heute. Pfahlbausiedlungen, zum Teil noch auf der Stufe der Steinzeit, finden sich im stillen Ozean, aber auch in Venezuela. Unser Verfasser schreibt darüber: „Die Pfahlbauten sind eine Siedlungsform, die wir beinahe auf der ganzen Erde, an Meerestüsten, in Stromgebieten, an Seen, in Sümpfen und auch auf dem festen Lande antreffen. Die Gründe, die ursprünglich zu dieser Bauform geführt haben, sind fast so mannigfaltig wie ihre Verbreitungsgebiete. An der Meerestüste erlaubte der Pfahlbau dem Menschen, in dem von der Flut bespülten Strandgürtel zu wohnen, wo die Flutwelle den Schutz der Abfälle abräumt und ein von Fieber und räuberischem Ungeziefer freien Platz liegt. In Stromländern mögen Überschwemmungen zu dieser Bauart geführt haben. In sumpfigen Gebieten, die der Mensch zum Teil zu seinem Schutz aufsuchte, bewahrte der Pfahlbau vor der Feuchtigkeit des Bodens. Im Waldland, wo Seen und Flüsse die besten Verkehrsmöglichkeiten darstellen, bot der Boden des niederen Uferwassers den besten Baugrund zu einer Siedlung, von der man die Umgebung nach Freund und Feind gut überblicken konnte und die zugleich die größte Bewegungsfreiheit zu Wasser und zu Land erlaubte. Ganz sicher hat bei vielen dieser Anlagen auch das Schutzbedürfnis vor Mensch und Tier, namentlich vor den räuberischen kleinen Nagern, eine Rolle gespielt.“

(Schluß folgt.)



Steinzeitliches Tuchstück mit Naht – Pfahlbau Lüscherz. Innere Station.

### Die Kinderstube.

Von Francis Kervin.

Ein originelles Paar, in dessen Kinderstube ich auch die Nase stecken wollte, besaß ich in zwei brasilianischen Barschen. Diese Chanchitos waren den Paradiesfischen so ähnlich wie nur möglich. Sie benahmen sich ununterbrochen grob und gewaltätig, selbst wenn sie liebten. Dann freilich, im schwarz-gold gestreiften Hochzeitsgewand, waren es Prachtkerle, denn auch das Weibchen war ein ganzer Kerl. Ihnen zuliebe räumte ich den großen Makropodenbehälter und richtete ihm ein, wie es den Geprlogenheiten der Chanchitos angepaßt war: viel reingewaschener Sand, ein paar Kiesel und ein steilwandiger Felsen. Die Beplanzung ließ ich beiseite bis auf ein paar Schwimmtpflanzen zur Beschattung und Deckung von oben her.

Den Chanchitos schien denn auch die Behauung zu gefallen. Nur die Verteilung von Sand und Gestein war nicht nach ihrem Sinn; sie war ihnen zu bieder, zu übersichtlich. Und nun begann ein Pflügen, Schieben, Reihen, ein Schaufeln und Schmeißen, daß der ganze Kasteninhalt in wirbelnde Bewegung geriet und die Kiesel gegen die Scheiben flogen. Hatten sich die Sandwolken gelagert, so war die Topographie der Landschaft freilich eine andere geworden. Sandberge häuften sich an den Scheiben, Querwälle wechselten mit Gräben und Gruben und Haufen von Kieselgeröll. So beliebte es heute, morgen türmte sich Sand und Kies an der anderen Glaswand, schob sich ein Höhenzug quer durch den Behälter, und wieder anderentags bildete das Innere einen einzigen tiefen Krater, flankiert nur durch den bis zur Sohle freigelegten Felsen.

Ein Leitgedanke war in all den chaotischen Umsturzbewegungen der Chanchitos doch ersichtlich: Die Erschwerung des Einblicks. Mitten im Ungestüm der Arbeit befaßt sich etwa einer auf die zartere Seite der Vermehrungsvorbereitungen. Er blähte, vergrößerte sich flohenspreizend, erhöhte den Prunk der schwarz-goldenen Rüstung. Der andere tat ebenso, und nun fuhren sie gegeneinander, berannten sich mit der Wucht zweier Turnierkämpfen. —

Aber die Auswirkung all dieses verschwenderischen Kraftaufwandes, die Brut, die Kinderstube? Fragend stand ich am



Spinnerin aus dem Wallis (Riederalp). (Phot. Dr. E. Blaik.)  
Der Spinnwirtel zeigt übereinstimmende Form mit denjenigen unserer Pfahlbauten.



Spinnwirtel.  
Pfahlbau Lüscherz.  
(Stäbchen ergänzt).  
Der durchlochte Stein wird unten an die Handspindel gesteckt, um dieser beim Drehen größeres Schwungmoment zu verleihen. (Man beachte die Spindel der Walliserin.)

Aquarium und — Katsch! hatte ich die Antwort an der Wange. Es war eine guttigende Ohrfeige. Während ich die triefende Stelle trocken rieb, empfand ich eine große Genugtuung: Endlich ein persönliches Verhältnis zu einem dieser Kalthüter! Denn die Ohrfeige hatte wirklich mir gegolten, und ich hatte sie reichlich verdient. Mehr Zurückhaltung also, mehr Rücksicht! Aber wissen mußte ich, warum der Fisch, der beim Zurückfallen beinahe das Becken verfehlt hätte, so handgreiflich geworden war. Ich setzte meinen Buben an die eine Scheibe, was den Strafvollzieher so gleich bewog, dort Sand anzuhäufen. Behutsam näherte ich mich der anderen Seite, und wirklich, das Weibchen befand sich dicht am Felsen, an dessen steiler Wand schon gerade ausgerichtet Reihe an Reihe die schon befruchteten Eier hielten.

Durch unausgesetzte fächelnde Bewegung der Brustflossen führte der Fisch in aufrechtschwelender Stellung den Eiern vermehrten Sauerstoff zu. Eine Woche hindurch sah ich den Brutplatz nie verlassen. Während der eine Chanchito fächelte, hob der andere Gruben aus, bis endlich die leeren Eihüllen an der Felswand das Auschlüpfen der Jungen und den vollzogenen Umzug befundeten. Zu meiner Freude hatte das Elternpaar inzwischen besseres Vertrauen gewonnen und die Brut in einer dicht an der Scheibe liegenden Grube untergebracht.

Zunächst war unter dem bewachenden und auch hier immerfort fächelnden Fisch nur ein dunkler, dichtgedrängter, durch pendelnde Einzelbewegungen belebter Knäuel zu sehen. Die wichtigste Beschäftigung der Alten bestand zunächst in der Überbildung der Brut in immer neue oder frisch gereinigte Gruben. Kein störender Kiesel, kein Pflanzenteilchen und vor allem kein Ueberbleibsel von Futter oder Unrat wurde in der Kinderstube belassen. Nur dieser unermüdlichen Säuberung der Nestgruben war es wohl zu verdanken, daß von den etwa sechzig Jungfischen nur ein paar Schwäbchen eingingen.

Die vordem so ungefügten Chanchitos neigten jetzt auch in anderer Hinsicht beinahe spießbürgertisch pedantischen Anschauungen zu. Es zeigte sich dies gleich bei den ersten Erziehungsfragen. Die Entwicklung der Fischchen ging viel langsamer vorstatten als bei den schnell wachsenden Makropoden; aber einige, etwa ein Dutzend, waren um ein gutes Stück an Wachstum voraus; sie langweilten sich unter den immer in der Nesttiefe pendelnden Geschwistern und machten Ausreißversuche. Da gab es aber nichts zu wollen. Sie wurden ausnahmslos noch am Strand erwischt und ordentlich derb hinuntergespuckt. Erst als alles flügge geworden war, ging es, zunächst noch in enggeschlossenem Schwarm, dicht hinter der Alten her kreuz und quer durch den geräumigen Behälter. Schien etwas Bedrohliches um den Weg, wurden die Jungen unverzüglich durch Aufschludern und Wiederausspeien ins Nest befördert.

Mit zunehmender Entwicklung der Jungmannschaft wuchs die Strenge der elterlichen Zucht. Nie war freier Ausgang gestattet, nie ein Verlassen der straffen Zugordnung. Schwenkte der Führer nach rechts oder links, so wandten sich wie an Drähten gezogen ein halbes Hundert Klein-Chanchitos nach rechts oder links. Hielt der Führer an, so standen auch die Jungen unbeweglich, mit wichtig gespreizten Flossen. Und abends vor Dämmerungsanbruch ging's unter strengster Kontrolle zu Bett. Ich habe zur Nachtzeit nie einen verirrten oder verlassenen Jungfisch außerhalb des Nestes gefunden.

Die Ausübung der elterlichen Gewalt nahm ein vielleicht etwas vorzeitiges Ende, als ich einen Heizapparat in Funktion setzte. An dem einen Aquariumende ging eine Warmwasser führende Röhre nahe der Scheibe schräg durch den Behälter. Um späteren Abend nun, als ich die Heizwirkung kontrollieren wollte, fand ich die Großzahl der Jungen auf der warmen Röhre hocken, eins dicht neben dem anderen, wie nachts die Hühner auf der Stange. Nur

wenige Fischchen befanden sich im Nest unter der üblichen Überwachung. Der eine Chanchito lehnte an dem ebenfalls warmen aufsteigenden Teil der Röhre. So blieb die Frage offen, ob der Vater die warme Ofenbank den Jungen als Nachtquartier empfohlen, oder ob die reifere Jugend selber den wohligen Lagerplatz entdeckt hatte. Jedenfalls ging schon anderentags die elterliche Autorität vollends in die Brüche. Wohl folgten die brav gebliebenen Nesthocker dem Weibchen in gewohnter Weise, aber die anderen fühlten sich der Kinderstube entwachsen. Sie durchzogen das Aquarium gewohnheitshalber immer noch in kleinen Gruppen, aber führerlos, und abends suchten sie, wie ich nun feststellen konnte, ohne Zutun der Alten die angenehme Schlafstelle auf.

Das Chanchitopaar blieb noch manche Jahre in meinem Besitz. Die Fische erreichten das ihnen zukommende Größenmaß, wurden Paradestücke und leisteten jeden Sommer ihr Bestes im Zerwühlen des Behälters. Zu einer zweiten Bevölkerung der Kinderstube ist es nicht mehr gekommen; um so dankbarer blieb ich für das Erlebnis der ersten.

\* \* \*

Eine ganz kurze Schnedengeschichte mag auch noch Raum finden in diesem Kapitel. Im großen Glaskasten, bei der gemischten Gesellschaft, hielt ich ein paar lebendgebärende Sumpfschnecken. Es waren große Exemplare, die von den Fischen nicht belästigt wurden und ihren Dienst als Scheibenreiniger durch das Abgrasen der Algen vorzüglich erfüllten. Nun empfahl sich ein Bekannter für die Ueberlassung von allfälligem Nachwuchs. Obacht also auch auf Schneckenbabies!

Da schob sich gerade eine weidende Schnecke der Vorderseite der Scheibe entlang. In der Hoffnung, irgendwelchen Aufschluß oder doch einen Anhaltspunkt über die Geprlogenheiten einer solchen Schneckenmutter zu erhalten, setzte ich mich hin. Aber was war denn das? Ich war nicht der einzige Schneckenbeobachter. In Halbkreisstellung hatten sich ein paar Diamant- und Sonnenbarsche schräg unter der ahnungslosen Schnecke placierte, die im besten Fall nur mich, den weitauß harmloseren Interessenten wahrnehmen konnte. Noch war mir nicht ganz klar, wo die Geschichte hinaus wollte; aber dessen war ich mir bewußt, daß sich die Barsche auf der Innenseite der Scheibe in der vorteilhafteren Stellung befanden. Da — ein kaum wahrnehmbarer Ruck, ein knappes Heben des Gehäuses, und dem Schneckenleib entglitt ein fix und fertiger Schneckenjunge. Zweifellos ein herziges Gesäßchen in seinem noch etwas durchsichtigen Dedekhäuschen. Aber fünf Fischschauzen waren bereit zu seinem Empfang, und schon war es in der zielsichersten verschwunden. Es war eine kurze Lebensreise. Den Zeitpunkt der nächsten Schnedengeburt konnte ich nicht abwarten, obwohl immer noch vier Fischhaugenpaare unverwandt auf die ruhig weiteräsende Schnecke zielten.

(Aus: Francis Kevin, Mein Tierbuch.)

## Kind und Linie.

Als unser Bub anderthalbjährig war, erfahzte ihn eine Leidenschaft für Schneckenlinien. Aus jedem Ornament heraus schlichen sie sich in sein Herzlein; jede Schmiedeisenarbeit mit Spiralen beglückte den kleinen Mann. Sah er ein Bettelchen liegen, so kam er damit zu mir gelaufen und bat so eindringlich: „Mutti, en Snägg!“ als ob seine Seligkeit von dem Schneklein abhänge, das er unter meiner Hand entstehen sah. Für mich bedeutete diese Liebe zur Schneckenlinie eine große Erleichterung. Wollte mein Mann mir in Gegenwart des lebhaften Kindes vorlesen, so nahm ich den Kleinen auf den Schoß und zeichnete Schneckenlinien. Dann wurde der Wildfang ganz still und folgte voll Entzücken der Bewegung meiner Hand. Nur wenn ich ob dem Zuhören das Zeichnen vergaß, mahnte ein bittendes Stimmen: „No meh!“